



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sprachs und lief ihrem Gemahl nach und begann mit diesem und Dr. Cirator ein lebhaftes Gespräch über alle möglichen Dinge und verschwendete soviel Wit, daß selbst Herr van Röllen, der sich schon wieder in gewohnter Mißstimmung befand, mehrere male laut aufschrie und Dr. Cirator diesen Tag als den schönsten seiner Reise erklärte. Nichts geht doch über Berlin, sagte er, alles, was von dort kommt, hat Wit und Verstand; hier in den Bergen kann man wochenlang herumstreifen und findet nicht einen Menschen, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann. Da Sie auf Ihrer Hochzeitsreise doch keinen Begleiter brauchen, und ich mich nach Ihrer Abreise wieder langweilen werde, so will ich auch meine Reise in die Heimat fortsetzen. Ich werde froh sein, wenn ich wieder in meinem Klub meine Zeitungen, das Tageblatt und die Nationalzeitung, lesen kann, die man hier auch entbehren muß.

Das war ganz aus der Seele des Herrn van Röllen gesprochen, der sich schon längst nach seinem geliebten Amsterdam zurücksehnte.

Oswald ging einsam und schweigend hinterdrein; auf der Anhöhe erreichte er die übrige Gesellschaft, auf welche seine sichtliche Übellanne ansteckend wirkte. Auch Margarethen gelang es nicht mehr, in seiner Gegenwart ihre Heiterkeit zu bewahren. Die Gesellschaft kehrte verstimmt in das Hotel zurück; auch Herr van Röllen fand, wie er heimlich seiner Frau zuflüsterte, in Oswald nicht den lustigen Kameraden, den er nach seinem lebhaften Benehmen bei Tische in ihm erwartet hatte.

Vor dem Gasthause fand der Arzt eine frühere Reisegesellschaft, mit der er sich in ein eifriges politisches Gespräch einließ, das Ehepaar van Röllen hatte sich in ein Gartenhaus zurückgezogen und Margarethe begonnen, in einer mitgebrachten Tauchnitz-Edition zu lesen, während ihr Gemahl eine Cigarre nach der andern rauchte und für jede eine besondere Spitze nahm, die er mit der peinlichsten Sorgfalt behandelte.

Was sich so plötzlich zusammengefunden hatte, war ebenso schnell wieder auseinander.

Oswald hörte, daß in einer Stunde der Stellwagen nach Pieve di Cadore gehe; seine Sachen waren schnell gepackt, ein flüchtiger formeller Abschied von der neuen Begegnung war genommen, und unser Freund steuerte auf dem Vorderplatz des Wagens dem Geburtsorte Tizians zu. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Französische Kriegführung in Ostasien. Im Figaro erscheinen jetzt Briefe eines Herrn Pierre Loti, Berichterstatter des Blattes in Hué, welche die Einnahme der dortigen Fests durch die Truppen und Schiffe des Admirals Courbet schildern. Diese Briefe sind keine angenehme Lektüre, bezeichnen aber in ihrer lebendigen und anschaulichen Weise sehr deutlich die prunkvolle Methode der französischen Kriegführung gegenüber den Halbbarbaren, deren Unterwerfung Frankreich Grenzboten IV. 1883.

in den Ländern Hinterindiens im Auge hat. Im folgenden teilen wir einen Ausschnitt des zweiten Briefes mit, von dem dies in besonders hohem Grade gilt. Zu Ende des ersten sehen wir die französischen Blaujacken im Besitze der Forts an der Mündung des Hue-Stromes und die geschlagenen Annamiten in dichten Massen in einem brennenden Dorfe zusammengedrängt, aus dessen Flammen sie sich nur auf einer Straße flüchten können, die unter den Kanonen einer großen Schanze hinführt, welche von Matrosen der *Atalanta* besetzt ist. Der Korrespondent erzählt nun weiter:

„Die Visire der Gewehre waren mit der Distanz in Verhältnis gebracht, die Kanonen waren geladen, alles war in der Stille vorbereitet worden, um die Feinde, wenn sie vorbeikämen, mit einem möglichst vernichtenden Feuer zu empfangen. Unsere Mannschaften beobachteten mit Vergnügen die rote Blut ringsum. Die ganze Gegend schien in Flammen zu stehen. Jedes andre Gefühl verlor sich in dieser schrecklichen Freude über die Zerstörung, die man angerichtet hatte. Jetzt begann der Auszug der Eingeborenen aus dem Dorfe. Man bemerkte, wie sie sich, halb versengt von der Feuerbrunst, hastig durcheinandervimmelnd, draußen vor dem Orte sammelten und zum Laufe unter dem Fort bereit machten. Sie zögerten ein Weilchen, dann nahmen sie sich zusammen, um rascher laufen zu können, wobei sie den Kopf mit Bretstücken, Matten und Zweigen gegen unsere Kugeln zu schützen suchten — Vorsichtsmaßregeln kindischer Art, höchstens gut gegen einen gewöhnlichen Regenschauer. Endlich begannen sie aus allen Leibeskräften vorüberzurennen, und jetzt hob das große Blutbad an. Zuerst wurden zwei Salven auf sie abgegeben, und es war eine Lust zu sehen, wie diese Massen von Blei auf sie fielen, zweimal in der Minute, methodisch, auf Kommandowort, wie auf dem Exerzierplatze. Wie Güsse aus einer ungeheuern Gießkanne warf es sie schichtenweise nieder. Sand und Kies wirbelten über ihnen auf. Einige sprangen toll vor Todesangst wieder empor, taumelnd, stolpernd, zuckend wie verwundete Jagdtiere. Sie liefen im Zickzack weiter, wobei sie die Kleider in lächerlichster Weise aufgestreift, die Hufe über den Kopf genommen hatten. Ihre Zöpfe und Chignons waren aufgelöst, und ihr langes Haar flog um sie wie eine Mähne. Andre stürzten sich ins Wasser, wobei sie sich die Köpfe immer noch mit Zweigen und Strohbindeln zu schützen versuchten, während sie nach den Dschonken hinschwammen. Sie wurden aber fast alle dabei erschossen, obwohl unter ihnen einige sehr gute Taucher waren; denn kaum erschienen sie wieder an der Oberfläche, um Luft zu schöpfen, so traf sie das tödtliche Blei. Es war wie eine Jagd auf Seehunde. Zuletzt kam das Vergnügen, die Erlegten zu zählen. Man fand deren etwa fünfzig zur Linken und achtzig zur Rechten, im Dorfe aber lagen sie in Haufen übereinander. Einige hatten den Todeskampf noch nicht ausgekämpft. Man sah Arme und Beine sich starr emporstrecken und krampfhaft zucken, man hörte gräßliches Heulen und Wimmern. Die Zahl der Toten in den südlichen Forts mußte 800 bis 1000 betragen, und die Matrosen machten Wetten über den Gegenstand. Alles war vorüber, es war niemand mehr übrig zum Umbringen. Nunmehr stürzten unsere Leute aus dem Fort heraus, um sich, die Köpfe wir und wüßt von Sonnenbrand und Aufregung, mit nervösem Zittern über die Verwundeten des Schlachtfeldes herzumachen. Dort hatte sich einer erschöpft vor Furcht in ein Erdloch geduckt, da stellte sich ein anderer, mit einer Schilfmatte bedeckt, tot, hier hielt einer flehend die Hände empor und rief in kläglichem Tone »Han! Han!« Die Matrosen aber brachten sie ohne Barmherzigkeit alle um, indem sie ihnen entweder das Bajonnet in die Brust stießen oder ihnen mit dem Flintenkolben den Schädel zerfahmeterten. Eingeborene Troßbuben aus Saigon machten sich

in schurkischer und blutdürstiger Weise nützlich, stöberten solche verwundete Leute auf, zeigten sie den Matrosen oder schleppten sie am Armel herbei und schrien: „Hier ist einer, kommt geschwinde her und gebt ihm Pan! Pan!“ Unsrer Mannschaften waren ganz außer Hand und Band, sie waren nicht wieder zu erkennen, sie waren wie wahnsinnig. Suchte man sie vom Morden zurückzuhalten, sagte man ihnen: »Was Ihr thut, ist unmenschlich, Greuel unwürdig,« so gaben sie zur Antwort: „Ach, es sind ja nur Wilde, Kapitän. Sie sind herumgezogen mit Oberst Rividières Kopfe auf einer Pike, wie bei einer Parade,« oder: »Sind das denn Menschen? Ei, wenn wir geschlagen worden wären, so hätten sie uns gepfählt oder zerfägt.« Darauf ließ sich nichts erwiedern; denn es war nur zu wahr, was sie sagten, und so überließ man es ihnen, in ihrer schrecklichen Mordarbeit fortzufahren. Sie war nur ein Beispiel der Regel, die in den Kriegen im fernen Osten gilt. Wenn eine Handvoll Leute kommt, um einem volkreichen Lande ihre Herrschaft aufzuzwingen, so ist das Unternehmen ein so gewagtes, daß man genötigt ist, große Massen zu töten und dadurch Schrecken zu verbreiten; sonst unterliegt man selbst.“

Der Figaro nennt die Briefe seines Berichterstatters „meisterhafte Leistungen.“ Sie werden jedenfalls Sensation machen — auch durch die Denkart ihres Verfassers. Die Engländer aber haben keine Ursache, darüber entrüstet zu sein, sie haben sich in Indien und anderwärts bis in die neueste Zeit herein nicht besser aufgeführt, zuweilen schlimmer.

Dr. Dverziers Wetter-Mysterien. Endlich ein männliches Wort gegen eine Methode, die unter der Flagge der Wissenschaft segelt, aber, milde beurteilt, auf Selbsttäuschung hinausläuft — wir meinen die Abwehr der Seewarte und die Äußerung des Abteilungs Vorstandes derselben, Dr. J. van Bebber.

Es ist in diesen Blättern seinerzeit über den gegenwärtigen Stand der Witterungskunde berichtet worden; darnach muß die Meteorologie darauf verzichten, Prognosen auf längere Zeit als 48 Stunden zu stellen. Die Kunst besteht darin, die Symptome des bereits eintretenden Wetters aufzufangen und richtig zu deuten. Über längere Witterungsperioden hat die wissenschaftliche Wetterkunde gar keine Kenntnis. Da kommt Herr Dr. Dverzier und berechnet das Wetter auf sechs Wochen. Wie, das sagt er nicht; es sollen Sonne, Mond und Sterne damit zusammenhängen. Eigentlich ist er durch diese eine Thatsache, daß er seine Methode verschweigt, in den Augen besonnener Leute schon gerichtet und in die Reihe der Geheimmittelverkäufer versetzt. Aber das liebe Publikum, das sich soviel auf seine Wissenschaftlichkeit zu Gute thut, ist heutzutage gerade noch so thöricht wie je zuvor, es läßt sich durch eine mit der nötigen Reckheit inszenirte Reklame täuschen, kauft die völlig wertlosen Heftchen für eine Mark, und selbst die Redaktionen anständiger Blätter merken nicht, welche Blamage es ist, die Dverzierschen Prognosen unter die der Wetterwarte zu setzen.

„Aber sie treffen doch ein.“ Richtig, genau so gut wie alle Altweiberprophезeungen auch eintreffen. Es ist nicht leicht, das Wetter=Charakteristikum eines Tages richtig aufzufassen, und noch schwerer ist es, eine Reihe solcher Beobachtungen im Gedächtnisse zu behalten. Herr Dr. Dverzier giebt noch dazu eine für ganz Deutschland, eventuell auch für weitere Strecken bestimmte Prognose. Wer irgend Wetterkarten zu lesen versteht, weiß, daß in so weiten Gebieten zu gleicher Zeit jegliche Gattung von Wetter zu finden ist. Jrgendwo wird die Dverziersche Prognose schon zutreffen. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Herr sich vom Hofmarschallamte beschheimigen läßt, daß entsprechend seiner Voraus-

sage zum Feste am Niederwalde schönes Wetter war, während das übrige Deutschland schlechtes Wetter hatte? Galt in diesem Falle das übrige Deutschland nicht mit? Wer hat sich denn die Mühe gegeben, einen einzigen Monat lang die Prognosen zu kontrolliren? Keiner von denen, welche sich von Herrn Dr. Dverzier und seiner Geheimwissenschaft imponiren lassen. Die es aber gethan haben, kommen zu ganz andern und auffallend übereinstimmenden Resultaten. Hiernach kommen auf die Dverzierschen Prognosen 33 Prozent Treffer, während die meteorologischen Anstalten 80—90 Prozent aufzuweisen haben. Der August dieses Jahres, der abnorm kalt sein sollte, aber abnorm heiß gewesen ist, wurde gänzlich verfehlt, von den gewaltigen Stürmen des 18.—20. Oktober dieses Jahres weiß Herr Dr. Dverzier nichts. Der heutige Tag, welcher in Folge einer sekundären, von der Seewarte schon im Entstehen bemerkten Depression Sturm und Regen brachte, sollte sonnig und warm sein. Es ist nichts mit dem Herrn Dr. Dverzier!

Wenn es sich hier um sogenannte Doktorfragen handelte, möchte man das alles auf sich beruhen lassen und sagen: Wer einmal so thöricht sein will, der kaufe sich diese Feste. Es giebt ja noch genug Bauern, die noch heute den hundertjährigen Kalender verehren. Aber es handelt sich um Wohl und Wehe vieler Menschen. Wie, wenn man die Dverzierschen Prognosen angenommen und es unterlassen hätte, die Sturmsignale aufzuziehen? Wie, wenn das beteiligte Publikum, Schiffer und Strandbewohner, durch die Zuversicht des Herrn Doktor irreführt, es unterlassen hätte, den Warnungen der Seewarte strikte Folge zu leisten? Mit Recht ist die Seewarte neulich aus ihrer objektiven Zurückhaltung herausgetreten und hat öffentlich vor den Dverzierschen Prognosen gewarnt, van Bebber hat sich (in Nr. 490 der Magdeburgischen Zeitung) angeschlossen. Wir begrüßen dies Vorgehen mit Genugthuung; man darf auch nicht zu objektiv sein. Das Publikum, welches viel weniger auf Gründe als auf Personen und Autoritäten hört, hat von den Ausführungen in den Fachzeitschriften keine Notiz genommen, hoffentlich läßt es sich weisen, wenn von berufenster Seite erklärt wird: Mit den „atmosphärischen Gezeiten“ ist es nichts.

Antiquarische Kataloge. Sowie der Oktober kommt, kommen auch die antiquarischen Kataloge. Im Sommer tröpfeln sie nur, da kommt die ganze Woche oft nur einer, aber wenn der Herbst begonnen hat, ergießt sich eine wahre Hochflut, die nun auch bis zum März und April anhält. Täglich kann man jetzt durchschnittlich auf zwei Kataloge rechnen, an manchen Tagen kommen ihrer vier oder fünf. Jeder, der zur „Kundschaft“ gehört, wird bezeugen, daß wir nicht übertreiben.

Wer soll diesen ganzen Segen bewältigen? Bücherkataloge zu lesen ist eine schwierige und zeitraubende Arbeit. Leidlich fleckt es noch mit guten Katalogen, d. h. mit solchen, in denen die angebotene Bücherwaare möglichst sorgfältig nach wissenschaftlichen Fächern und deren Unterabteilungen geordnet ist. Aber wieviele bekommt man, auf deren Titelblatte es heißt: „Bücher aus allen Wissenschaften,“ und die nun alphabetisch alles durcheinander werfen! Sie würdigt wohl nur der Neuling noch eines Blickes, der Kundige wirft sie ungelesen in den Papierkorb. Die Zeit, die an das Durchhackern solcher Sammelsurien verschwendet werden müßte, ist kostbarer, als der eine oder andre gute Fang, der etwa dabei gethan werden könnte. Aber auch die guten Kataloge durchzusehen erfordert sehr, sehr viel Zeit, und viele müssen ungelesen bleiben. Wir haben uns schon oft gefragt: Warum wird diese winterliche Hochflut nicht auf das ganze Jahr verteilt? Weil die Leute im Sommer das Geld zu andern Dingen brauchen als zum Bücherkaufen? Weil der eine oder der andre aus der Kundschaft verreiselt sein könnte?

Mag sein. Aber die, welche zu Hause sitzen, würden sie umso eifriger studiren. Wenn die Herren Antiquare sehen könnten, mit welchem zärtlichem Liebesblick solch ein weißer Sperling betrachtet wird, der einem im Sommer ins Haus fliegt, sie würden sicherlich einen Teil ihrer Wintersendungen auf den Sommer verlegen.

Aber auch in anderer Hinsicht scheint uns mit dem Verteilen und Versenden der antiquarischen Kataloge nicht ganz rationell verfahren zu werden. Von seinen Privatkunden weiß der Antiquar, was jeder sammelt, und schickt ihnen nur diejenigen Kataloge, die sie voraussichtlich interessieren werden. Wie soll er sich aber zu den öffentlichen Bibliotheken stellen? Den Bibliotheken schickt er alle Kataloge, und doch sind auch unter ihnen die wenigsten sogenannte Zentralbibliotheken, die alle wissenschaftlichen Fächer ergänzen; die meisten kaufen doch nur in einzelnen bestimmten Richtungen. Wieviel tausende von Katalogen werden da in einem Jahre gänzlich zwecklos verschickt, deren Herstellungskosten gespart und von den Bücherpreisen abgezogen werden könnten! Nur ein Beispiel. Der Verfasser dieser Zeilen bekommt seit Jahren mit rührender Konsequenz von einer Berliner Handlung ihre unter dem Titel *Naturae Novitates* erscheinenden naturwissenschaftlichen Antiquariatskataloge zugesendet, und doch hat er noch nie ein Blatt aus diesen Katalogen gekauft, nicht kaufen können, weil die von ihm verwaltete Bibliothek die Abteilung „Naturwissenschaften“ garnicht hat. Die deutschen Antiquare sollten sich zusammenthun und an die Bibliotheken ein Zirkular mit einem Fragebogen senden, um festzustellen, welche wissenschaftlichen Fächer die einzelnen Bibliotheken wirklich besitzen und ergänzen. Der ganze antiquarische Verkehr würde dadurch wesentlich einfacher und für beide Teile, für Käufer wie Verkäufer, nutzenbringender gestaltet werden.

Ein weiterer Übelstand beim Versenden der Kataloge liegt darin, daß die Herren Antiquare sich ihre Kunden in verschiedene Klassen teilen. Die eine Klasse bildet der große Haufe, zu denen wohl die meisten Bibliotheken gehören, eine zweite bilden die Privatkunden, eine dritte die besonders „feinen“ Privatkunden. Die letztern erhalten die einzelnen Aushängebogen der Kataloge zugesandt und bestellen dann womöglich telegraphisch. Die Mittelklasse wird bedacht, sowie der Katalog ausgedruckt ist und broschirt vom Buchbinder kommt. Der große Haufe kommt dann im Laufe der nächsten Tage dran. Was ist die Folge davon? Daß man jahrelang um ein- und desselben Buches willen mit großem Eifer die Kataloge durchsieht, so oft man es entdeckt, schleunigst darnach geht oder schreibt und jedesmal, jedesmal die Antwort erhält: „Leider schon verkauft!“ — wie es dem Verfasser schon mit Dutzenden von Büchern ergangen ist. Dieses Sortiren der Kunden ist entschieden ein Mißbrauch, der schließlich auch den eifrigsten Bibliothekar verstimmen und in seinem Eifer lähmen muß. Freilich, ein Buch, das aus den Händen des Antiquars in Privatbesitz gelangt, fällt immer über kurz oder lang wieder in die Hände des antiquarischen Buchhandels zurück und wird so von neuem zum Objekte des Verdienstes. Was Bibliotheken kaufen, sitzt von da an fest und ist dem Handel für immer entzogen. Aber deshalb die Privatkunden in dieser Weise zu bevorzugen, das erinnert doch beinahe an die Praxis der Zahnärzte, die sich sträuben, einen Zahn auszuziehen, weil sie durch Reinigen, Feilen und Plombiren mehr daran verdienen können.

So manches haben wir auch hinsichtlich der innern Einrichtung der Kataloge auf dem Herzen. Wie oft kommt es vor, daß man ein bestelltes Buch zurückschicken muß, weil es nichts weiter ist als ein Separatabdruck oder Ausschnitt aus einer Zeitschrift, ein einzelner Band aus einer Gesamtausgabe, die man bereits vollständig besitzt. Wer soll das den Büchertiteln immer ansehen? Die bibliographischen Angaben lassen hier oft viel zu wünschen übrig. Ähnlich verhält

es sich mit den Angaben über den Zustand der Bücher. Die Zensuren, die ihnen da mit auf den Weg gegeben werden, sind gewöhnlich äußerst milde gefaßt. Ein gänzlich besudeltes und zerrissenes Exemplar — das wird in der antiquarischen Sprache so ausgedrückt: „Nicht sonderlich gut erhalten“ oder: „Trägt Lesespuren“ oder: „Leider nicht ganz sauber.“ Ein großflächiger blauer Stempel mitten auf dem Titelblatt, vielleicht quer über die auf dem Titelblatte befindliche radirte Bignette weg, daneben ein ebenso gräulicher roter Doublettenstempel, also eigentlich ein Zustand, der das Buch völlig unkaufbar macht, wird zart durch die Worte angedeutet: „Titelblatt gestempelt.“ Und doch ist es ein großer Unterschied, ob dies auf der Vorder- oder der Rückseite, ob einfach oder mehrfach geschehen ist. Schickt man solche Bücher zurück, so lassen es ja die Herren Antiquare an Koulanz nicht fehlen, sie nehmen sie unweigerlich wieder. Aber das Porto ist doch weggeworfen, und den Verdruß und die Enttäuschung hat man obendrein.

Recht überflüssig dagegen sind die Zusätze, die sich auf die angebliche Seltenheit oder sonstige merkwürdige Dualitäten der Bücher beziehen: „Vergriffen,“ „Selten,“ „Äußerst selten,“ „Selten und gesucht,“ „Erste seltene Ausgabe“ und ähnliches. Von M. Busch's „Bismarck und seine Leute“ zeigte neulich einer an: „Erste, unfastrirte Ausgabe!“ obgleich die folgenden Ausgaben sich von der ersten nur durch Beseitigung einiger Druckfehler unterscheiden. Ein Augsburg'scher Antiquar läßt sogar in seinen Katalogen vor jede dieser Bemerkungen eine Hand mit einem ausgestreckten Zeigefinger drucken (☞), sodaß man Seite für Seite eigentlich nur noch Hände sieht — schon eine typographische Geschmacklosigkeit, die das Lesen eines solchen Kataloges fast unmöglich macht. Für wen sind alle diese Zusätze bestimmt? Vermutlich für einzelne Büchernarren, die nur „seltene“ Bücher kaufen. Denn Sachkenner wissen doch selber Bescheid und lassen sich durch solche Mittelchen nicht zum Kaufen reizen. Kann es einem doch auch hier begegnen, daß man an einem Tage in drei Katalogen dasselbe Buch findet und jedesmal als „Selten“ bezeichnet. Von einer bekannten Kunstzeitschrift, mit deren vergriffenen älteren Jahrgängen in den letzten Jahren ein förmlicher Schacher getrieben worden ist, gestand uns ein Antiquar selbst lächelnd, sie gehöre zu „jenen seltenen Büchern, die man in jedem Kataloge findet.“

Was die Herren Antiquare für Preise ansetzen wollen, ist ihre Sache. Wenn ein Buch zu teuer ist, der braucht es ja nicht zu kaufen. Eigentümlich berührt es aber doch, wenn man ein- und dasselbe Buch an ein- und demselben Tage in drei verschiedenen Katalogen zu drei verschiedenen Preisen findet — hier für 2, da für 4, dort für 6 Mark. Wir haben da in den letzten Wochen namentlich mit ersten Drucken — „Autotypen“ sagt der Antiquar vornehm — Lutherscher Schriften wieder seltsame Erfahrungen gemacht.

Endlich noch ein paar Punkte. Antiquarische Bücherlager sind bekanntlich große Schmutzlager, denen wohl nur höchst selten die Wohlthat einer Generalreinigung zuteil wird. Wenn aber nur wenigstens die Herren Markthelfer angewiesen würden, diejenigen Bücher gründlich zu reinigen, die sie jeweilig zum Versandt verpacken! Es kann kaum einen zweiten Geschäftszweig geben, der einem seine Waare — nicht immer! aber doch in vielen Fällen — mit einem solchen Haufen von Schmutz über den Hals schießt, wie der antiquarische Buchhandel. Eine förmliche Wolke quillt einem bisweilen beim Öffnen der Pakete entgegen, und in der Staubschicht, die auf den Buchdeckeln liegt, kann man mit dem Finger malen! Aber auch die Herren Gehilfen gehen nicht gut mit ihrer Waare um — zum eignen Schaden des Geschäfts, sollte man meinen. Wozu z. B. Nummern oder Bemerkungen, die

das Geschäft in die Exemplare einzuzichnen hat, mit so riesengroßer Schrift und obendrein oft gar mit Blau- oder Rotstift, der durch Gummi nicht zu beseitigen ist, hineinmalen? Bücher, die, wie es vorkommt, durch die Hände von drei oder vier Antiquaren gegangen sind — einer kauft sie ja immer dem andern ab, wenn der Vorgänger sie noch nicht hoch genug angefezt hat —, sind bisweilen schon dadurch in einen Zustand gebracht, daß man sie garnicht mehr kaufen kann. Titelblatt und Einband, alles ist voll Nummern und Kollationierungsvermerke geschrieben.

Bald hätten wir die Hauptsache vergessen: was uns zu der vorstehenden kleinen Philippika den Anlaß gegeben. Es sind das zwei Antiquariatskataloge, die — nicht etwa die eben ausgesprochenen Vorwürfe in besonderem Maße verdienen, bezahre! — sondern zu den besten Erzeugnissen ihrer Art gehören und außerdem um ihres außergewöhnlichen Umfangs willen, der auch der Grund ist, daß die betreffenden Handlungen ausnahmsweise eine kleine Entschädigung für sie beanspruchen, auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdienen: die Bibliotheca historica (50 Pf.), welche die Buchhandlung von Heberle (H. Vemperg's Söhne) in Köln, und die Bibliotheca Lutherana (1 Mark), welche die Buchhandlung von Beck in Mördlingen herausgegeben hat. Der erste Katalog umfaßt nahezu 11000 Nummern aus allen Teilen der Weltgeschichte, der letztere unter andern eine so große Anzahl von Originaldrucken Lutherischer Schriften, wie sie seit dem großen Weigelschen Lutherkatalog von 1870 nicht wieder dagewesen ist. Mögen sich Geschichtsfreunde und Sammler beide Kataloge angelegentlichst empfohlen sein lassen.

Literatur.

Das Gewerberecht des deutschen Reiches. Von L. Bödiker, Geh. Reg.-Rat und vortr. Rat im Reichsamt des Innern. Berlin, R. v. Deckers Verlag, 1883. 420 S.

Von dem mutvollen Vertreter der letzten durchgreifenden Gewerbenovelle im Reichstage ist im amtlichen Auftrage eine Darstellung des deutschen Gewerberechts erschienen. Bekanntlich ist die Gewerbeordnung vom Jahre 1869 nur dadurch zustande gekommen, daß die Reichsregierung, da einmal das Prinzip der gewerblichen Freizügigkeit durchgeführt und gleichmäßige gewerbliche Grundsätze für das gesamte Bundesgebiet hergestellt waren, auf erhebliche Differenzpunkte verzichtete, so besonders hinsichtlich der konzeptionspflichtigen Gewerbe, des Hausirens, der Geschäftreisenden, des Lehrlings- und Hilfskassenwesens. Jedem Einsichtigen war schon damals klar, daß die Reaktion (im guten Sinne) gegen die zu weitgehenden Beschlüsse des Reichstags nicht ausbleiben konnte. Und in der That begann schon mit dem Jahre 1874 die Novellengesetzgebung hinsichtlich der Vermehrung einiger genehmigungspflichtigen Anlagen, es folgte im Jahre 1876 die Regelung des Hilfskassenwesens, im Jahre 1878 neben der Ordnung des Gewerbebetriebes der Maschinisten auf Seedampfschiffen die große Novelle vom 17. Juli, welche die Verhältnisse der gewerblichen Arbeiter ins Auge faßte und namentlich grundlegende Bestimmungen über die Sicherung der Gewerbebetriebe und der Fabrikaufsichtsbeamten traf. Die Novelle vom 23. Juli 1879 wandte sich wieder den konzeptionspflichtigen Gewerben zu, indem sie die größten Übelstände, die sich bei den Unternehmungen an Privat-Kranken-, Entbindungs- und Irrenanstalten gezeigt hatten, sowie die Auswüchse auf dem Gebiete der Gast- und Schankwirtschaften und die durch die Pfandleiher und Rückkaufshändler bei dem Mißbrauch ihrer Freiheit hervorgerufene Not der unteren Klassen beseitigte. Die Novelle vom Jahre 1880 schränkte die Zügellosigkeit auf dem Gebiete der theatralischen Gewerbefreiheit ein, die Novelle von 1881 gab dem